

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfengel.



No. 320. Was dente Se, Mister Edithor, wie ich da gefanne hen, wenn ich den Philipp, was mein Hosband is, un den Wedesweiler besamme hen sige sehn? Wie en verbolter Fuh! hen ich da gefanne! Dente Se doch emal die Effeitement, wo ich gehabt hen, dente Se emal an die Espengetz, wo ich geronnt hen, dente Se auch weiter noch dran, das ich puttinier in das Bodhaus komme war, weil ich trehsig war, obber besser gefagt, bitahs die Fellersch hen gebent, ich war, un das alles nur, bitahs ich hen mein Meind aufgemacht gehabt, den Philipp zu sude un ihn an Wirtschaf zu priewente.

Wie ich das gehört hen, Mister Edithor, do hen ich amwer die Schitwiers kriegt! In e Sedend hot widder das ganz Ohrdihel in Front von mich gefanne, wo ich an mein Tripp hen dorch gehn müsse un ich hen am ganze Körperche getrembelt. Der Wedesweiler un mei altes Kameel, die hen mich auch so fonnie angegudt, als wann ich e Kalb mit drei Hörner war un do is es mich artig ungemütlich geworde. Da is mich zu mein Glüd e gute Ebidie komme. „Wedesweiler,“ hen ich gefagt, „hast du denn gar kein mehr von dein gute Kimmel? Jezt beht ich grad gleiche ein zu nemme.“

„Well, ich weiß ja, wenn der Wedesweiler ebber von Wihney höre duht, dann is alles annere vergeffe un so schnell wie der Blig hat er die Battel un Gläses herbei geholt un in e Tschiffie hat auch jedes en Drint gehabt. Well, damit war das Sobbschedt geischehnt. Ich hen e paar Worte der Apriteschischen un der Anerkennung for sein Kimmel gefagt un das, sowie der Kimmel hat auch die Wedesweilern widder besser fühlte mache un es hat nit lang genomme, da sin mer widder so gute Freunde genesse, wie vorher. Es is teinder twier, was so e Kimmelsche un noch besser, wann mer das Kestel repiete duht, for e Tschiffie herborbringe kann. Die Auge wer'n breit un hier, der Kopp werd off un aufgeweidet un was die Hauptsach is, der Stomed fühlt gut un das is auch nit zu verache. Der Wedesweiler hat sich zu en Triet vertriege un die Wedesweilern wollt sich auch nit lump lasse un da is se bergange un hat en Lonsch aufgeschmitte. Es is ja nids edsträs genewe, un zwische Ihne un mich hätt ich mich geschmeit, meine Kompennie so ebber vorzusehe, amwer, mer muß doch schon anstandshaber sager, das es bellische tehte deht un das es grad den Spatt totsche deht. Mer hen uns ja auch den alte Stoff erunner gestroht un es is nur das eine gute Ding dabei gewese, das der Philipp dazu getend hat, das ebber biesentes du brinke dageweise is. Die Drinks hat off Kohrs der Wedesweiler gefornicht, amwer der Philipp hat for bezahlt. Well, Sie könne sehn, das ich bei meine Heimkehr in en ganz biesente Weg zellebretet hen. Ennivege sin ich froh, das ich widder heim sin un das alles in en biesente Schepf is, ich hoffe bios, das mich der Whit nit noch emal Trubel mache duht.

„Mit beste Riegards, Yours, Lizzie Hanfengel.“

Trohe Postschaf.
Fritschen: „Bapa, Du sollst sofort nach Hause kommen!“
„Junge, Du siehst ja, das ich schon komme.“
„Ja, dann laufe nur für Mutter auch solche Trompete, wie sie die Jungen dort haben!“
„Für Mutter?“
„Ja, sie will Dir heute gehörig den Marsch blasen!“

Eigenartige Rechnung.
Herr (zum Fräulein): „Sie sagen also, von Ihrem Gehalt könnten Sie nicht leben, ich von dem meinigen auch nicht. Da wollen wir uns doch verheirathen, vielleicht reich's dann!“

O weh!
Mutter: Nanu, Junge, warum heisst du denn so, die anderen Indianer ham dir woll verbanen?
Junge: Ach nee, mir is so schlecht, mir ham bloß die Friedensspeise jetooch!

Vom Kaiserentho.



Untersoffizier (zum Einjährigen, der sich verzehlich am Querbaum mit Kimmzügen abmüht): „Was sind Sie denn eigentlich im Zivil, Einjähriger?“
Einjähriger: „Offenbahnadjunkt!“
Untersoffizier: „Na, dann freilich — aber bei uns siehst, keine Baumzüge!“

Am Grabe Clevelands.

Am Fröhabend, im Lichte der scheidenden Sonne, hat man Grover Cleveland zu Grabe getragen; zu der Stunde, da die Abendglocken läuten und schrille Pfeifen verkünden: die Arbeit ist gethan, hat man ihn still in die Grube gefenkt. Jezt ruht er neben seinem ältesten Kinde in dem alten Friedhof von Princeton, dessen Gedächtnistafeln und Grabinschriften historische Erinnerungen wecken, und bald wird sein Hügel ephubebedet sein wie der neben ihm und die anderen Präsidenten der alten Universität Princeton, die dort begraben liegen. Sein Leib wird bald zu Staub geworden sein, allen anderen gleich, und „unbestimmbar“. Auch seine Ruhestätte wird sich in nichts unterheben von den ungebunden und den Tausenden und Millionen Gräbern im Lande, es sei denn durch größere Schlichtheit und Bescheidenheit. Denn einfach und bescheiden wird sie, so lange Menschen leben, denen seine Wünsche Gebot sind, sein.

Aber nach diesem einfachen bescheidenen Grab werden in kommenden Jahren ungezählte Tausende ihre Schritte lenken, denn auf seinem schlichten Stein wird ein Name stehen, der fortfliegen und dessen Klang zunehmen wird an Reinheit und Kraft. Und es mögen, ja es werden Zeiten kommen, da aus allen Theilen des großen Landes die Gedanken von Millionen hinstiegen werden zu dem stillen Grabe im Friedhof zu Princeton, N. J.: Grover Cleveland — wir brauchen einen Mann Deiner Art! Sein Name wird fortleben, sein Wesensbild wird klarer hervortreten, wie die Jahre vergehen; er wird einen wichtigen Platz in der Geschichte seines Volkes einnehmen und im Lode großen Einfluß auf des Volkes Denken und Handeln ausüben.

Es ist etwas Eigenartiges um diese Grablegung Clevelands. Sie vollzog sich einfach, ernst und würdevoll, im Einklang mit dem Wesen des Toten. Sie sollte das einfache Zurubebeten des einfachen Bürgers sein, der nach mühe- und tapferem Leben im öffentlichen Dienst ein Jahrzehnt lang nur darauf hinarbeitete, sich die Bezeichnung „ein guter Bürger“ zu verdienen. Nur Freunde sollten kommen, dem einfachen Bürger das letzte Geleit zu geben; jede amtliche Beteiligung, jedes amtliche Gepränge war ausgeschlossen. Man hat dem Wunsch der nächsten Angehörigen, in dem sich ungewissheit der letzte Wunsch und Wille des Verbliebenen widerpiegelt, Rechnung getragen. Nichts Amtliches geschah, dem Toden besondere Ehre zu erweisen; persönliche Freunde und Verehrer nannten sich sänimliche Teilnehmer, und nur ihren persönlichen Gefühlen folgten waren sie gekommen. Und dennoch! Aus den Berichten über die Beerdigung Clevelands weht es einen an, als sei da etwas Störendes gewesen, etwas, das da nicht hineinpaßte und nicht hingehörte. Und wie ein Mignon King's heraus — eine große schwere Frage scheint unausgesprochen über dem ganzen Vorgang zu liegen. Der Clevelandsche Geist beherrschte nicht vollständig die Grablegung Clevelands; etwas ihm Fremdes war da, etwas, das störte, trotz all der Mühe, die jeder der Anwesenden sich gegeben haben wird, nur Privatmann, trauernder persönlicher Freund zu sein. Was war es?

Der Präsident war da, und das hatte allerdings den streng privaten Charakter der Beerdigung etwas beeinträchtigt. Denn zum Schuge der Person des Präsidenten war nicht nur eine Anzahl Geheimpolitisten mitgenommen, deren viel im Leichenzug dicht hinter dem Wagen des Präsidenten fuhren; den lebenden Präsidenten vor „möglichen“ Gefahren zu schützen, hatte man es auch für notwendig erachtet. Bundes- und Militärrufen aufzuhören und auf dem Wege vom Trauerhause nach dem Friedhofe aufzuheben. Die Witwe des Verstorbenen, bezw. dieser selbst, früher zu Lebzeiten, hatte sich jegliche militärische Beteiligung verboten, und es mag der Witwe große Ueberwindung gekostet haben, schließlich ihrer Zustimmung zu der Truppenaufstellung zu geben. Sie that das auch nur auf die Vorleistung hin, das es unerlässlich notwendig sei, den Präsidenten des Landes mit einer passenden Leib- und Schutzwache umgeben. So mußte der Leichenzug, dem Wunsch und dem Wesen des Toten zum Trost, durch eine Truppenkette hindurch sich zum Friedhof bewegen — aber das war's nicht. Daß man von der Anwesenheit der Truppen bei der Leichenfeier weiß, das kann nicht der Grund sein, weshalb dem Leser der Bericht darüber etwas so Fremdes daraus entgegenweht, daß ihm das Ganze fast erscheinen will wie ein summes Ringen zwischer ganz verschiedenen Kräften und Gesichtsungen.

Was mag die Witwe Clevelands wohl bei sich gedacht haben, als ihr vorgestellt wurde, daß sie der Sicherheit des Präsidenten halber auf die Erfüllung ihrer und „seiner“ (des Toten) Wünsche verzichten müßte?

War's denn „damals“ auch so? Würde „er“ — Cleveland — ebenfalls darauf bestanden haben, eine starke militärische Leibwache mitzubringen, bezw. Andere darauf bestehen lassen? Die Frage mag ihr selbst in ihrer Trauer ein leises Lächeln abgerungen haben — nein, nein — Cleveland würde sich bei einer solchen Gelegenheit und unter solchen Umständen ganz gewiß nicht mit Truppen umgeben haben, und noch viel weniger gegen seinen Wunsch haben umstellen lassen — und doch war der Präsidentenmord auch damals schon nur zu gut bekannt; Lincoln war ja schon lange tot, aber Präsident Garfield war erst im Jahre 1881 der Regel eines enttäuschten, rachsüchtigen Politikers und Kletterjägers zum Opfer gefallen, und daß wurde Cleveland während seiner Amtszeiten genug entgegengebracht, Rache wurde ihm oft genug geschworen.

Roosevelt aber ist der Abgott seines Volkes. Die geschwollenen Reichen, Trustkönige und Eisenbahnmagnaten sollen ihn zwar hassen, wie der Wolf die hehre Lügner, der reißende Wolf den getreuen Wächter haßt — aber die schießen nicht und werfen auch keine Bomben. Und dennoch — Wie verschieden sie doch sind; wie anders, so ganz anders der Lode dort war, als der Lebende! — und das ist's: Roosevelt selbst brachte das Fremde hinein in den Tag von Princeton — nicht das Militär, das ja gewissermaßen nur Wirkung war und zu ihm gehörte — und nicht seine Person: sein Geist war es, der nicht dorthin gehörte; die von ihm vertretenen und geführte Geistesart und Richtung ist die eine der ringenden Mächte — ihr Gegner ist die Clevelandsche Lebens- und Weltanschauung und Politik.

Cleveland war ein echter Demokrat. In seiner demokratischen Republik war kein Platz für so etwas wie Militarismus. Er legte zwar den Grund zu der neuen Flotte, es wäre aber undenkbar gewesen, daß eines seiner Kabinetsmitglieder sich eines ersten Schrittes, die Ver. Staaten zu einer Militärmacht ersten Ranges zu machen, hätte rühmen dürfen. Während seines zweiten Termins stellten sich die Flottenausgaben auf rund \$37,000,000 das Jahr — heute sind sie auf rund \$115,000,000 angewachsen. Die Republik war aber unter seiner Leitung mindestens ebenso angesehen und gefürchtet, wie sie heute ist. Ja mehr: Eine scharfe „Note“ genügte, das stolze Großbritannien in dem Streitfall mit Venezuela zu schnellem Rückzuge zu veranlassen, und es fiel zu Clevelands Zeiten keinem halbwegs ernsthaften Menschen ein, von einer ausländischen Gefahr für das Land zu reden. Jezt haben wir eine starke Flotte und Herr Roosevelt schwärmt für den biden Knüttel, das Säbelraseln scheint sein höchstes Pläfir; und wer ihm als Vollstämmer gelten soll, muß mindestens einmal als Ruhjunge tüchtig mit dem Revolver geknallt, Löwen gejagt oder viele Hasen geschossen oder in einem Faustkampf und dergleichen von seinem oder anderer Blut vergossen haben. Seine Rede trieft von Molligkeit, Furchtlosigkeit und dem Lolle feischen süßen Wagemuthes — und es soll ja gar keinen Augenblick bestritten werden, daß er persönlich diese Eigenschaften in hohem Grade besitzt und es ein edles und patriotisches Ziel ist, sie dem heranwachsenden Geschlecht einzufloßen.

Aber es scheint so, als machten die schönen Worte wenig gute Einbrudt und auch, als würde die Republik zur Zeit im Auslande, trotz ihrer großen Panzerflotte, weniger respektirt, als da sie militärisch schwach war, wie zu Clevelands Zeiten — mußte doch Herr Roosevelt letztes Jahr wegen der ganz geringfügigen San Franciscoer Krawalle bei den Japanern beinahe um Gebuld und Nachsicht betteln. Und heute hat unsere Schlachtflotte zwar durch die Pazifikfahrt gezeigt, daß sie recht gut schwimmen kann, und die Schießübungen in der Magdalena Bay sollen glänzend ausgefallen sein, aber heute wird einbringlicher als je behauptet, daß das Vaterland in Gefahr sei, und heute forbert man nicht mehr nur eine große Verstärkung (Verdoppelung) der Flotte, heute wird auch die Detanbildung eines großen Landheeres als unerlässlich notwendig hingestellt.

Die Nation hat seit Clevelands Scheiden aus dem Weichen Hause gewaltig zugenommen an Reichthum und Volkzahl. Sie sollte kräftiger und selbstbewußter sein als je zuvor — hat dessen scheint sie ängstlich geworden, eine Art hysterische Wepferfurcht hat sie befallen und überall wittert sie Feinde — wenigstens sofern man unter „der Nation“ die das Wort führenden Leute oder Kreise versteht. Man will die Nation mit einem militärischen Schutzwall umgeben, wie man den Präsidenten Roosevelt bei der Beerdigung seines toten Organführers mit einer waffenstarken Schutzmännchenschaft umgab. Troden ihr Geföhren von Kufen? Doch kaum mehr als in dem friedlichen Princeton auf dem Wege von Clevelands Sterbehause zum Friedhof auf den Präsidenten lauerten. Sollte sie aber doch in Gefahr sein, dann wäre das die Schuld der herrschenden politischen Richtung, die man wohl als Rooseveltismus bezeichnen kann, denn der spanische Krieg brachte sie in's Rollen und zur Herrschaft und daß er den spanischen Krieg für unvermeidlich hielt und vorbereiten haßt, dessen hat Herr Roosevelt sich selber gerühmt.

Auf den spanischen Krieg folgte der Unterjochungskrieg gegen die Philippiner und dann kam „Panama“. Wenn der Löwe Blut geleckt hat, giert er nach mehr, und wenn er küßt und sieht, wie seine Musteln schwellen und seine Tagen kräftiger werden, erst recht. Es ist eigentlich ein kleines Wunder, daß auf Panama nicht schon eine weitere „Nehrung des Reichs“ und damit Verminderung der Sicherheit folgte; aber was nicht ist, mag noch werden.

Es mag auch wieder ganz anders werden. Herr Roosevelt geht in Wäldern nach Afrika, dort den wilden Löwen, das Nilpferd und Elephanten zu jagen, und ein Anderer wird Präsident sein. Und der Geist und das Beispiel Clevelands werden und lebendig bleiben. Das stille Grab im Friedhof zu Princeton wird allen, die es befragen, verkünden, daß es eine Kraft gibt, die mehr vollbringt und stärker ist und besser schützt als Panzer, Säbel und Kanonen. — Chicago Abendpost.

Inländisches.

Schon vor zwölf Jahren wurden unweit Controller Bay in Alaska Anzeichen entdeckt, nach welchen auf das Vorhandensein von Kohlen und Petroleum zu schließen war. Genaueres darüber ist aber erst jetzt durch ein von dem Ver. Staaten Bureau für Geologie herausgegebenes Bulletin bekannt geworden, das das Resultat genauer Untersuchungen von Fachmännern enthält. Das Gebiet, auf welches dieser Bericht sich erstreckt, liegt etwa hundert Meilen westlich von Mount St. Elias und ist nicht weit von der Küste gelegen. Ob das dort gefundene Petroleum an Qualität an das anderwärts gewonnene herantommt, scheint noch nicht festzustellen, in dessen befindet sich Zweifel daran, daß die Kohlenfelder von hohem Werthe sind. Auf einem Flächenraum von 47 Meilen wurden Anthrazit wie auch für die Stoksbereitung verwendbare und andere Vorkommen gefunden, alle Arten von vorzüglicher Qualität. Die Entdeckung guter Kohle ist von großer Wichtigkeit für die Entwicklung Alaskas. Schon im Jahre 1904 importirte das Land nicht weniger als 100,000 Tonnen Kohle, von welchem die Hälfte aus British Columbia kam. Daneben brauchen die Dole in Alaska anlaufenden Küstendampfer 140,000 Tonnen. Die Dampfer und auch die Industrien des tiefsten Gebietes werden jetzt aus heimischen und daher billigeren Quellen ihren Bedarf an Feuerungsmaterial deden können. Gegenwärtig ist dies namentlich für die Kupferproduktion des Landes und die Eisenbahnen von sehr hohem Werthe. Schon bisher wurde allerdings Kohle dort gefördert, in dessen war es eine ziemlich geringe Qualität und nur für gewisse Zwecke zu gebrauchen. Die neuen Felder versprechen ein Produkt, das sich der besten Kohle in den Ver. Staaten gleichstellt.

Die mexicanische Regierung hat eine Warnung gegen manche Bergwerks- und andere Gesellschaften erlassen, welche durch ihre Prospekte ungeheure Profite versprechen. Sie deutet an, daß manche Unternehmen nur auf dem Papier beständen, während andere nicht registriert seien, wie es das Gesetz verlangt und über ihre Geschäftsbildung mithin keine Kontrolle stattfinden könne.

Der New Yorker Schulrath wird im Herbst außer seinen sonstigen Abend- Fortbildungsschulen auch eine Spezialschule für Arbeiterkinder einrichten. Die Schulbehörde ist der Ansicht, die zwei Millionen Personen, die in den Städten in Amerika in der genannten Eigenschaft beschäftigt sind, würden mehr Erfolg erzielen, wenn sie sich außer ihrer praktischen Vebereit auch theoretische Vorkenntnisse aneignen könnten.

Handelssekretär Straus will die Lösung der Einwanderfrage praktischer machen, als es durch den Kongreß geschieht. Bisher blieb die Regelung der Einwanderer in den Großstädten, zumal denen des Ostens, hängen, während die Farmer des Landes Arbeitskräfte wünschten, aber nicht erhielten. Herr Straus hat nun Formulare über das ganze Land vertheilen lassen, in welchen die Farmer bloß anzugeben haben, wie viele Leute sie wünschen, zu welchem Zweck und welche Löhne sie bezahlen wollen. Diese Angebote werden den Einwanderern vorgelegt, und sie können sich wählen, wohin sie gehen und was sie treiben wollen. Weiter werden Einwanderungsstationen über das Land errichtet, von denen aus die Vertheilung der Arbeitskräfte erfolgt wird. Wenn den Einwanderern die Sache richtig

dargestellt wird, sollte der Plan siche Erfolg haben.

Im Juli sind in den Ver. Staaten in runder Summe 177 Millionen Dollars an Zinsen und Dividenden fällig. Die Dividenden sind diesmal 11,210,000 Dollars geringer, als letztes Jahr. Eine Folge des wirthschaftlichen Rückganges seit letztem Herbst. Am stärksten ist der Rückgang in industriellen Geschäften, in denen 8 Millionen Dollars weniger Dividende gezahlt werden, als letztes Jahr.

Trotz des neuen Wettbewerbsgesetzes wird auf den Rennplätzen Groß-New York fortgesetzt gewielet, allerdings mit gewissen Beschränkungen. Die „prominentesten“ Annähte sollen erklärt haben, daß entweder der Austausch begin, die Zahlung von barem Gelde oder schriftliche Abstommen nöthig seien, um das Abschließen von Wetten auf Rennplätzen u. s. w. im Licht des neuen Gesetzes als ein Arimalsvergehen erscheinen zu lassen. Demnach kann nur noch „mündlich“ gewielet werden. Das würde immerhin, laßt der „Buffalo Democrat“, die große Zahl derer von dem Wettspiel ausschließen, die — wie junae Girls, Anwalts- und sonstige Gehilfen aller Art — bei den Herren Buchmachern „auf Wort“ keinen Kredit haben. Aber es sollte doch sehr Wunder nehmen, wenn nicht irgend ein „geklügeltes“ Mittel gefunden werden würde, das dem „Gelek“ ein Schnippschen schlägt.

Die Kohlen-Ausbeute in den Ver. Staaten war, wie das Geologische Bureau mittheilt, in 1907 größer, als in irgend einem vorhergehenden Jahre. Sie betrug rund 480 1/2 Mill. Tonnen im Werthe von nahezu 615 Millionen Dollars. Obenan steht Pennsylvania mit 85,600,000 Tonnen Anthrazitkohle im Werthe von 163 1/2 Millionen Dollars und 150 1/2 Millionen Tonnen Weichkohle im Werthe von rund 156 Millionen Dollars. An zweiter Stelle steht Illinois mit einer Kohlen-Ausbeute von 54 1/2 Millionen Tonnen im Werthe von 54 1/2 Millionen Dollars. Dann folgen West-Virginia mit 48 Millionen Tonnen im Werthe von 47,846,000 Dollars und Ohio mit 32,142,000 Tonnen im Werthe von 35 1/3 Mill. Dollars. Alabama förderte 143 Millionen Tonnen, Colorado und Kentucky gegen 11 Millionen Tonnen, Maryland, Kansas, Wyoming und Iowa je von 5 1/2 bis 7 1/2 Millionen Tonnen, alle übrigen von den 29 Kohlen produzierenden Staaten weniger. In der Kohlenförderung stehen die Ver. Staaten von allen Ländern der Erde an erster Stelle. Sie producirten in 1907 etwa 180 1/2 Millionen Tonnen mehr als England, mehr als doppelt soviel als Deutschland und lieferten 40 Prozent der Kohlenausbeute der ganzen Erde.

In mehreren Großstädten des Landes geht man jetzt gegen den infamen Mädchenhandel energisch vor, seitdem die „Gesellschaftsmethode“ der Seelenverkäufer ermittelt worden ist. Das Operationsfeld sind die Fabriken und Geschäfte, welche viele Mädchen beschäftigen. Irrend ein verworfenes Subjekt schleicht sich ein, indem es sich als Verkäuferin oder in sonst einer Stellung verdingt und befehrt dann seine Opfer, daß man mehr Geld auf leichtere Weise verdienen kann. Die unerfahrenen Dinger, die von dem Gend, welchem sie entgegengehen, nichts wissen, gehen diesen Seelenverkäufern ins Garn. Das ist so schlimm geworden, daß die Behörden sich nicht mehr unthätig verhalten konnten. Sie haben jedoch bisher keinen großen Erfolg aufzuweisen. Die Mädchen, die verdorben worden sind, stehen mit den Kupplerinnen unter einer Dede, sodaß es schwer fällt, Beweise zu erlangen, die vor Gericht Stand halten. (W.)

Eine merkwürdige Vererbung der Menschen wird durch ein Dekret in Erinnerung gebracht, daß ungefähre 50 Personen von der Benutzung der Post ausschließt, die gegen Bezahlung das Resultat von Pferderennen vorkausen. Der Generalpostmeister bezeugt, das Geschäft als betrügerisch, was es auch ohne Zweifel ist. Wenn diese Leute das Resultat so bestimmt voraussetzen können, läge es nahe, daß sie selber Wetten abschließen. Sie verumrühren nit nur, daß das Publikum, dem auf solche Weise überhöht mißbehalten \$200,000 abgelockt werden, weiß den noch weit größeren Summen, die es verliert, nicht selber den Schwindel durchschau hat und erst von der Regierung daran verhindert werden muß, sich Schwindlern anzuvertrauen. (W.)

Bemerkenswerth ist, daß die Wahrnehmung amerikanischer Interessen in Caracas der brasilianischen Gesandtschaft übertragen worden ist, anstatt, wie das früher bei ähnlichen Gelegenheiten üblich war, einer europäischen. Ein Zeichen der Annäherung unter den pan-amerikanischen Mächten.

Die Goldindustrie ist immer noch ein lohnendes Geschäft, obgleich die technischen Schwierigkeiten heute bedeutend größer sind als zu der Zeit, da man das gelbe Metall im Sande der kalifornischen Flüsse mit der Hand auflesen konnte. Das größte Goldbergwerk des Landes, die Home-plate-Graube in Süß-Dakota, hat im letzten Jahre sieben Millionen Dollars an Dividenden ausbezahlt. Ihr am nächsten steht die Alaska Trade-well Company, die es auf neun Millionen Dollars Dividenden gebracht hat.